

1. Kapitel: Doing Gender und feministische Theorie

Die Annäherung an die Geschlechterverhältnisse über die Kleidungspraxis positioniert dieses Forschungsprojekt an der Schnittstelle zweier Forschungstraditionen: der Kleidungs- und der Geschlechterforschung. Obwohl es zahlreiche Überschneidungen und Berührungspunkte zwischen diesen beiden sozialwissenschaftlichen Disziplinen gibt, handelt es sich doch um zwei unabhängige Theoriekontexte, zu denen sich dieses Forschungsprojekt in je spezifischer Weise verhält. Die jeweiligen Bezugnahmen und Abgrenzungen konturieren meine Fragestellung und meinen Forschungsansatz.

Die Debatte um die angemessenen Begriffe für die Geschlechterforschung und feministische Theoriebildung hat sich in den letzten Jahren um die von Judith Butler initiierte Diskussion um die soziale Konstruktion von Geschlecht und der Einschreibung der Geschlechterdifferenz in den Körper (embodiment) gedreht. In dem gerade erschienenen Band von Eva Waniek und Silvia Stoller mit dem Titel »Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gendertheorie« wird diese Debatte aufgegriffen.¹ Tatsächlich scheinen die Verhandlungen der Kategorie *gender* und die Kritik an den alltäglichen und akademischen Naturalisierungsprozessen auf dieser begrifflich-theoretischen Ebene ausgereizt zu sein.²

-
- 1 Stoller, Silvia; Waniek, Eva (Hg.): *Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gendertheorie*. Wien, 2001.
 - 2 So stellt beispielweise Eva Waniek dar, wie Wörter und Begriffe natur- und kulturreparierende Bedeutungen konstituieren können. Die Bedeutung von *sex* und *gender* konstituiert sich nicht über »objektive« Kriterien, sondern über innersprachliche und systematische Zusammenhänge dieser Wörter zueinander sowie im Verhältnis zu anderen. Um Geschlecht als analytische Kategorie weiter entwickeln zu können, ist es wichtig, so Waniek, diesen

Die konkreten Untersuchungen bleiben relativ dicht an der Theorie, da sie die Konstruktionen von Geschlecht auf der Ebene von Sprache, Symbolen und Bedeutungen untersuchen. Für die empirische Geschlechterforschung stellt die feministische Theorie und Begriffsbildung insofern ein Problem dar, als sie der »Logik des Alltags« fern ist. Das führt dazu, daß die Frage nach den Bedingungen der Produktion der Geschlechterverhältnisse viel zu wenig in der Alltagspraxis aufgesucht, sondern vorwiegend als eine theoretische Angelegenheit behandelt oder die konkrete der theoretischen Praxis angeglichen und in theorieverwandten Feldern aufgesucht wird. Dabei werden die theoretischen Begriffe zu direkt und ungebrochen in die Alltagspraxis übernommen. Die Komplexität des Alltags wird häufig auf eine Konstruktionsleistung reduziert, die als Zankapfel und Paradigma der Sozialwissenschaften für besonders interessant gehalten wurde, die sich aber aus der Perspektive des Alltags anders darstellt. *Doing gender* wurde vielfach so verstanden, daß die Akteure die Geschlechterdifferenz in ihrer Alltagspraxis produzieren. Tatsächlich ist das System der Zweigeschlechtlichkeit und all die Bedeutungen, die sich darum ranken, ein Aspekt der Alltagspraxis. Eine zu direkte und wörtliche Übersetzung dieser theoretischen Konzeption in die empirische Erforschung der alltäglichen Praxis übersieht aber, daß die Praxis, abgesehen von besonderen Ausnahmen (Transsexualität), nicht unmittelbar und ausschließlich im Dienst der Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit steht, sondern mit anderen Zielen, Fragen und Problemen beschäftigt ist.³ Die Alltagspraxis ist für die Akteure viel weniger ein Konstruktionsprozeß als ein Kampf, ein Spiel, eine Gewohnheit, ein Theater, eine Zumutung; und als solches bedient sie sich bestimmter Orientierungsmuster (wovon eines Geschlecht ist). Die Rolle ebendieser Akteure wird zugleich unter- und überschätzt, wenn sie auf das duale Klassifikationssystem der Zweigeschlechtlichkeit eingeschworen und ihre Praxis auf die aus der Theorie deduzierten Prozesse festgeschrieben wird. So sind die Akteure zwar die Protagonisten der Produktion der Geschlechterverhältnisse, und insofern kommt ihnen einen besondere Bedeutung zu. Auf der anderen Seite werden ihre Praxis und ihre Reflexionsleistung auf genau diesen theoretisch vorgegebenen Rahmen eingeengt. Forschungen, die die Alltagstheorien der Akteure so ernst nehmen, daß sie ihnen einen gleichberechtigten Platz neben den Theorien

Begriff weder als essentialistisch noch als konkret gegenständliche Größe aufzufassen. Angesichts solcher Erkenntnis scheint sich die feministische Diskussion tatsächlich im Kreis zu drehen.

3 Unter anderem beschäftigte sich Carol Hagemann-White in ihrem Aufsatz »Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen« (a. a. O.) mit dieser Frage. Allerdings denkt auch sie theoretisch über diese Frage der Vermittlung von Theorie und Empirie nach.

der Wissenschaftler einräumen, bilden weiterhin die Ausnahme. Eine zu direkte Übersetzung der auf wissenschaftlicher Ebene sinnvollen theoretischen Fragestellungen und Begriffe in konkrete, empirische Fragen ist zu vermeiden. Was als akademische/philosophische Frage Sinn macht, muß nicht zwangsläufig als konkrete Frage an die Lebenswirklichkeit sinnvoll sein. Die Bedeutung von Geschlecht muß eben auch aus den Bedingungen der Alltagspraxis und nicht bloß aus den Bedingungen der Theorie entwickelt werden.

Auf einen Aspekt der feministischen Diskussion, der für diesen Zusammenhang besonders wichtig ist, möchte ich näher eingehen: Es geht um die *Differenz* als eine der wichtigsten Kategorien der feministischen Theorie. Anknüpfend an Autoren und Autorinnen, die sich damit kritisch auseinandersetzen, will ich nach der theoriestrategischen Funktion des Differenzbegriffs in der Geschlechterforschung und seinen Konsequenzen fragen. Die Geschlechterdifferenz hat in den verschiedenen Theorieansätzen unterschiedliche Funktionen: Sie kann im Sinne der Macht gedeutet werden – Geschlecht wird dabei für die Beschreibung sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Hierarchie zu einer wichtigen Analysekategorie.⁴ Die Geschlechterdifferenz kann aber auch im Sinne ihrer diskursiven Bedeutung verstanden werden. Diese auf diskursanalytische Ansätze zurückgehende Annäherung an die Geschlechterverhältnisse betrachtet die Geschlechterdifferenz als einen Effekt diskursiver, symbolischer Konstruktionen. Diese strukturalistische Perspektive auf die Geschlechterdifferenz war für die feministische Diskussion ein wichtiger Schritt. Die Geschlechterdifferenz wurde dadurch als etwas Relationales verstehbar, das erst durch die wechselseitige symbolische Abgrenzung vom jeweils anderen seine Bedeutung gewinnt.⁵ Darin lag einer der entscheidenden

-
- 4 »Die gesellschaftstheoretischen Aspekte stehen im Mittelpunkt des zweiten großen Strangs sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Folgende Fragestellungen sind hier von Relevanz: 1. Inwieweit entstehen Grenzziehungen innerhalb einer Gesellschaft entlang der Trennung zwischen Frauen und Männern, und welcher strukturbildende Einfluß kommt dieser Trennlinie zu im Vergleich mit anderen Kategorien sozialer Ungleichheit wie Klasse oder Ethnie? 2. Besteht eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen der Verfaßtheit einer Gesellschaft und der institutionellen Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses? Andersherum gefragt: Tragen bestimmte Organisationsprinzipien im Geschlechterverhältnis über diesen Herrschaftszusammenhang hinaus zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Machtstrukturen bei?« Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli: Einleitung, in: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt a. M., 1995, S. 9.
- 5 Als signifikantes Element eines Systems von Bedeutungen ist das einzelne Element genauso wichtig wie das System selbst. Zeichen und System bilden eine Einheit und sind als eine solche bedeutungsgenerierend. Das

Argumentationsschritte für eine Dekonstruktion der Naturalisierung von Geschlecht.

»Der Begriff der ›Konstruktion‹ bezieht sich in dieser Theorietradition zunächst auf die referentielle Eigentümlichkeit von Sprache. Jeder referentielle Term oder deskriptive Satz ›konstruiere‹ ein Objekt in dem Sinne, daß die Sprechenden oder Hörenden sich nicht auf das Wort als Wort beziehen, sondern auf die darin aufgerufenen Objekte. Vor allem in der poststrukturalistisch inspirierten Diskursanalyse geht es um die Frage, durch welche Mechanismen Formen von Sprechen und Schreiben Effekte von Realismus produzieren. Im Zusammenhang feministischer Forschung stehen dabei Konstruktionen von Geschlechterdifferenz im Mittelpunkt des Interesses.«⁶

In beiden Annäherungen an die Geschlechterfrage ist die Kategorie Differenz zentral, und zwar zum einen durch die unmittelbare Verbundenheit der Geschlechterdifferenz mit den erkläruungs- und kritikwürdigen gesellschaftlichen Ungleichheiten; Geschlecht wird von seinen sozialen Mechanismen her verständlich. Für den diskursanalytischen Ansatz ist die Reformulierung der Idee der Differenz deshalb so wichtig, weil sie kein essentialistisches, sondern ein relationales, kulturelles Erklärungsmodell für die Entstehung der geschlechtlichen Bedeutung bot.

Erklärungswürdig war die Differenz *zwischen* den Geschlechtern. Dieser Fokus hängt auch damit zusammen, daß es ganz bestimmte Positionen waren, gegen die sich die Geschlechterforschung und die feministische Theorie richteten. Insbesondere die Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz und die mit dieser Differenz verbundenen gesellschaftlichen Machtbeziehungen waren Gegenstand der Kritik. Um der Idee der Natürlichkeit den Boden zu entziehen, wurden und werden bis heute die Prozesse der Naturalisierung der Differenz zwischen den Geschlechtern

Zeichen bildet nicht einen externen Sinnzusammenhang ab, da ein solch externes System nicht existiert. Der Sinn entsteht aus der Beziehung der Zeichen untereinander. Das einzelne Element ist gleichwertig im Verhältnis zum gesamten System. Für das Verständnis von Geschlecht hat dieser Ansatz besondere Bedeutung, denn auch die Geschlechterdifferenz konnte als relationales System interpretiert werden. »Männlich« und »weiblich« wurden als voneinander abhängige Kategorien verstanden, die ihre jeweilige Bedeutung durch die Abgrenzung vom anderen gewinnen. Mittlerweile gehört es zum Common sense und ist es eine selbstverständliche Fingerübung jeder Geschlechterforschung, darauf hinzuweisen, daß man das eine nur im Verhältnis zum anderen verstehen kann.

6 Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis, in: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt a. M., 1995, S. 163–194. hier S. 166ff.

aufgezeigt. Vor dem Hintergrund dieses theoretisch-terminologischen Arrangements scheint sich eine Perspektive auf Geschlecht, die sich für die Logik innerhalb einer Geschlechtszuschreibung interessiert, zwangsläufig der Essentialisierung verdächtig zu machen. Denn woher sollte eine geschlechtsimmanente Logik stammen, wenn nicht aus einer genetischen, biologischen und/oder evolutionären Struktur? Nichtsdestotrotz gibt es einige ernstzunehmende Autorinnen, die sich mit dieser Frage beschäftigen. So problematisieren auch Andrea Cornwall und Nancy Lindisfarne die Idee eines relationalen Modells von Geschlecht, welches sich ausschließlich und zwangsläufig auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern konzentriert.

»What, then, do we mean by ‘masculinity’? Masculinity and femininity have often been portrayed as polarized opposites which only change in relation to each other. [...] Behind this popular idea lurks a number of questionable assumptions, among them the idea that these qualities cannot be ascribed to a single individual at the same time. [...] Certainly, an important aspect of many discourses is their focus on an absolute, naturalized and typically, hierarchicized male/female dichotomy whereby men and women are defined in terms of differences between them.«⁷

Obwohl die Autorinnen mit dieser Kritik die naturalisierte Form der Geschlechterdifferenz im Auge haben, gilt ihr kritisches Argument auch für Ansätze, die die Geschlechterdifferenz als Produkt eines gesellschaftlichen Diskurses betrachten und somit kulturalisieren.⁸ Der Fokus auf die Differenz zwischen den Geschlechtern und die damit verbundenen Machtbeziehungen verhindert einen Blick auf die Differenzen innerhalb der Kategorien »Männlichkeit« und »Weiblichkeit«.

7 Cornwall, Andrea; Lindisfarne, Nancy: *Gender, Power and Anthropology*, in: *Dislocating Masculinity*. Cornwall, Andrea; Lindisfarne, Nancy (Hg.), New York, 1994. S. 11–47, hier S. 18.

8 Männlichkeit und Weiblichkeit werden als kulturelle Muster gefaßt, die weder durch die symbolische Abgrenzung voneinander noch durch die Beziehung auf den individuellen Körper verstanden werden können. Damit gerät auch der soziale Konstruktivismus in den Fokus der Kritik. »There are two important points here: first, sex cannot be accorded any direct (referential) character; and second, though in many particular settings there would seem to be a contingent (indexical) relationship between the gendering of individuals and the sexing bodies, this relationship is in no way fixed.« Ebenda, S. 38.

»By attending to the relations *between* maleness and femaleness, we may also consider how hierarchical relations between men and women reproduce differences *within* these categories.«⁹

Eine angemessene Alternative zum Verständnis von Geschlecht finden Cornwall und Lindifarne in dem Ansatz von Marylin Strathern. Strathern versteht Geschlecht als eine endlose und offene Kategorie, die Teil eines Systems zur Produktion von Unterschieden ist, das der Anthropologe in den lokalen, alltäglichen Verhandlungen und Strategien der Personen im Umgang mit ihrer Identität aufspüren muß.¹⁰ Auch Gudrun-Axeli Knapp widmet sich der Frage und Problematik der Differenzkategorie in der feministischen Theorie. Ihre Argumentation baut auf Ergebnissen aus empirischen Arbeiten auf, die die Produktion und Verhandlung von Geschlecht in ganz konkreten Kontexten untersuchten. Insbesondere bezieht sie sich auf die Studie von Cynthia Cockburn, die die Vergeschlechtlichung im Prozeß der Entwicklung und Produktion einer neuen Technologie beobachtet. Der Vorteil dieser Untersuchung gegenüber solchen, die sich auf die Analyse der Stereotypien in Deutungs- und Interpretationsmustern der Befragten beschränken, besteht für Knapp darin, daß Cockburn die Geschlechterverhältnisse rückbezieht auf betriebliche und außerbetriebliche Strukturen von Arbeitsteilung. Die Resultate, die dieses empirische Vorgehen zeitigt, faßt Knapp so zusammen:

»Deutlich wurde zum einen der kontextbezogene und zugleich erstaunlich variable Charakter im alltagspraktischen Rekurs auf Geschlechtertopoi; zum anderen die enge und wechselseitig reflexive Beziehung zwischen körperlichem/r Geschlecht/Geschlechtszugehörigkeit und der sozialen Verortung in spezifischen Kontexten, in denen Geschlechtertrennung und -hierarchisierung unmittelbar verknüpft sind; auffällig war in diesem Zusammenhang, daß die Deutungscodes von ›Geschlecht‹ eher etwas sind, worin Menschen sich bewegen, von wo aus sie sich und andere vorstellen und wahrnehmen, als Konzeptionen, die sie entwickeln und dann anwenden, d. h., die Deutungscodes haben eher operativen als instrumentalen Charakter.«¹¹

In zweierlei Hinsicht modifiziert sie die Wahrnehmung von Geschlecht und wendet sich damit gegen »das ›Aussagesystem der Geschlechtscharaktere‹ (Hausen) mit seinen stereotypen Entwürfen von Männlichkeit

9 Ebenda, S. 18.

10 Vgl. ebenda S. 40/41.

11 Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis, in: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt a. M., 1995, S. 163–194, hier S. 177

und Weiblichkeit«¹², die durch die Konzentration auf die Differenz zwischen den Geschlechtern erzeugt wurden. Mit Luce Irigaray stellt sie die symmetrische Differenz zwischen den Geschlechtern in Frage und betont – wiederum mit Bezug auf die empirischen Ergebnisse –, daß »die Geschlechter sich ungleich zur ›Differenz‹ verhalten«¹³. Zum anderen weist sie, wie Lindisfarne und Cornwall, auf die Differenzbeziehungen *innerhalb* der Geschlechtskategorien hin:

»Geschlecht wurde verstanden als ein binäres System von Bedeutungen, in dem männlich und weiblich voneinander abhängig waren und das eine nicht ohne das andere zu denken war. Bei der näheren Betrachtung dieser Diskursformationen und des darin angebotenen Deutungsfundus von Geschlechterdifferenzen zeigt sich eine Eigentümlichkeit, die ich kurz skizzieren und interpretieren möchte: Das Feld der Eigenschaften, mit denen die Geschlechterdifferenz ausgemalt ist, besteht offenbar nicht nur, wie in der Regel argumentiert wird, aus den komplementären, wechselseitig exklusiven Hälften (männlich = nicht-weiblich; männlich = rational, agonal, stark etc. – weiblich = emotional, empathisch, anlehnungsbedürftig etc.). Es läßt sich in ein Vierfelderschema übertragen, das auch Differenzbestimmungen innerhalb der Geschlechtergruppe aufnimmt. Auch in diesen geschlechtsimmanenten Bezugsrahmen finden sich kulturelle Eigenschaftsverteilungen und damit Klassifikationsangebote, die binär organisiert sind: Heilige/Hure; Engel/Xanthippe; naiv/berechnend; rein/unrein; ›echte Frauen/›Mannweiber‹ usw. Meine These ist, daß diese geschlechtsimmanente Polarisierung eine doppelte Funktion hat: Sie stützt – nehmen wir das auf Frauen bezogene Feld – das normative Ideal des Weiblichen als Legitimationsgrundlage männlicher Dominanz, indem ein davon abweichendes ›anderes‹ konstruiert und negativ konnotiert wird; zugleich macht die immanente Polarisierung Zugeständnisse an die ›Empirie der wirklichen Verhältnisse‹ (Negt). Das heißt, sie erlaubt es, vorfindliche Abweichungen vom normativen Weiblichkeitsideal zur Kenntnis zu nehmen, sie aber zugleich im Rahmen des binären Schemas als Negation des Ideals differenzverstärkend zu vereinnahmen.«¹⁴

Die Differenz *in between* wird durch den Fokus auf die Differenz *zwischen* den Geschlechtern ausgeblendet, obwohl gerade sie – wie auch mein Material zeigt – für die Alltagspraxen und Alltagstheorien der Akteure von großer Bedeutung ist. Der Grund für die ausführliche Besprechung der Knappschen Argumentation liegt darin, daß sie einen Zusammenhang herstellt, der für die Begründung meines empirischen Vorgehens wichtig ist. Ihre Perspektive führt sie zu den binären Konstruktionen innerhalb der Geschlechterkategorien. Sie selbst stellt hier ein Forschungsdefizit fest:

12 Ebenda, S. 177

13 Ebenda, S. 175/176

14 Ebenda S. 178.

»Der rekonstruierende Nachvollzug von Prozessen der Geschlechtertrennung und -hierarchisierung – die Beantwortung der Frage nach dem ›Wie‹ der Konstruktionsprozesse –, so hoch auch hier der empirische Erklärungsbedarf nach wie vor ist, bleibt letztlich unzureichend, wenn nicht Fragen nach dem ›Wer‹, ›Warum‹ und ›Von wo aus‹ mitreflektiert werden. Diese Fragen würden das Forschungsfeld sowohl in gesellschaftstheoretischer wie subjektbezogener Richtung erweitern. So ist die ›Funktionalität‹ und ›Rationalität‹ von Geschlechterkonstruktionen nicht *gleichsinnig*, wenn man sie aus der Perspektive der Subjekte anvisiert oder aus der Perspektive gesellschaftlicher Machverhältnisse und Disparitäten.«¹⁵

Damit setzt Knapp genau den Punkt, um den sich das unten beschriebene Material dreht: Die alltägliche Logik der Geschlechterkonstruktion stellt sich aus der Perspektive der Akteure und ihrer Kleidungspraxis anders dar. Einem Ansatz, der die Geschlechterdifferenz symmetrisch auffaßt und die theoretischen Fragen vor die alltäglichen stellt, entgehen diese spezifischen Unterschiede. Ein empirisches Arrangement dagegen, welches Geschlecht auf konkrete Kontexte bezieht und somit zu einer Produktionskategorie macht, ist in der Lage, den alltäglichen, aber auch wissenschaftlichen *bias* der Geschlechterdifferenz zu vermeiden und andere Aspekte der alltäglichen Vergeschlechtlichung in den Blick zu nehmen.

In der sozialwissenschaftlichen Männerforschung wurden die Differenzierungen *innerhalb* der Geschlechterkategorien von Anfang an mehr in den Mittelpunkt gerückt. Das liegt unter anderem daran, daß dies ein wesentlich jüngeres Forschungsterrain ist und die *men's studies* an die Terminologie und Problemstellung der feministischen Forschung anknüpfen.¹⁶ Insbesondere mit der männlichen Herrschaft setzen sich die *men's studies* kritisch auseinander. Durch Bob Connell wurde der Begriff der »hegemonialen Männlichkeit« eingebbracht, der eine geschlechtsinterne Differenzierung impliziert, da er zwischen hegemonialer, konventioneller, marginalisierter, komplizenhafter und untergeordneter Männlichkeit unterscheidet und so die Machtfrage auch innerhalb der Kategorie Männlichkeit zum Tragen kommt.¹⁷ In den konkreten Männerstudien wird

15 Ebenda, S. 187.

16 So wird die Kritik innerhalb der feministischen Theorie im Umgang mit der Kategorie Geschlecht im Verhältnis zu anderen sozialen Unterschieden wie Klasse, Ethnie usw. systematisch mit einbezogen. Siehe zum Beispiel Bohnsack, Ralf: Der Habitus der »Ehre des Mannes«. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft, in: *Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung*. Döge, Peter; Meuser, Michael (Hg.), Opladen 2001, S. 49–71.

17 Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen, 1999. S. 97ff.

deutlich, daß auch Männer durch die heterosexuelle Konzeption der Geschlechter unterdrückt und kontrolliert werden.¹⁸

Welche Konsequenz für die empirische Forschung muß man aus obigen Überlegungen ziehen? Vordringlich für mich ist es, die soziale Produktion von Geschlechterverhältnissen (*doing gender*) nicht direkt auf das Klassifikationssystem Zweigeschlechtlichkeit zu beziehen. Stattdessen bedarf es gewissermaßen eines Puffers, eines Feldes, in dem sich die Verhandlungen von Geschlecht entfalten können. Am Beispiel der Kleidungspraxis lässt sich das gut nachvollziehen. Jemand, der vor seinem Schrank steht und sich ankleidet, überlegt sich nicht, wie er oder sie sich vom jeweils anderen Geschlecht abgrenzen kann. (Mit Ausnahme von Transsexuellen, die von der Queertheorie exemplarisch für die soziale Konstruiertheit des Körpers untersucht wurden.) Die Verhandlungen, die sich auf das System der Zweigeschlechtlichkeit beziehen, liegen vielmehr in der Frage, für welche Art von Männlichkeit, für welche Version von Weiblichkeit man sich entscheidet. Tatsächlich wird sich auf dieses System bezogen, indem man sich kleidet; jedoch konstruiert man hier nur indirekt. Die situativen Anforderungen des Anziehens hängen mit der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit zusammen, sind aber nicht Ziel der Kleidungspraxis, sondern einer ihrer Bezugsrahmen. Eine Theorie, die versucht, ihre Fragen und die Begriffe ihrer Analyse mittels der Alltagspraxis zu bestätigen, verfehlt die spezifische, diffuse und doch auch einfache Logik des Alltags.

Die forschungsstrategische Verbindung von Geschlecht und Kleidung bezieht Geschlecht als Praxis auf eine Praxis und stellt so eine konsequente Soziologisierung von Geschlecht im Sinne des *doing gender* dar.¹⁹ Der folgenreiche Kurzschluß, der Geschlecht direkt auf das System der Zweigeschlechtlichkeit bezieht und die Praxis damit auf eine Klassifikationsleistung festlegt, soll auf diese Weise vermieden werden. Für eine empirische Forschung bedeutet eine solche Perspektive, daß sie es mit komischen Fragen und Phänomenen zu tun bekommt. Andererseits existieren viele der in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Kleidungsforschung verhandel-

-
- 18 Siehe zum Beispiel Pleck, Joseph: Die männliche Geschlechtsrolle. Definitionen, Probleme und Quellen der Veränderung, in: *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. BauSteineMänner (Hg.), Hamburg, 1996, S. 27–37.
 - 19 Auch Stefan Hirschauer sieht den Umgang der Sozialwissenschaften mit der Kategorie *doing gender* kritisch. Er weist darauf hin, daß eine konsequente Soziologisierung des Begriffs *doing gender* die Unterscheidung von *sex* und *gender*, die lange Zeit die Geschlechterforschung dominierte, irrelevant macht. Hirschauer, Stefan: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Heft 4, 1994, S. 668–692, hier S. 668.

ten Geschlechterfragen für die hier anvisierte Perspektive nicht oder stellen sich einfach anders dar. Wenn die Kleidungspraxis aus der situativen und alltäglichen Perspektive der Akteure betrachtet wird und nicht als Produktions-, Konstruktions- und Repräsentationsfeld von Geschlechterdifferenz vorformuliert wird, dann tauchen Themen wie die folgenden auf: Wie kann ein Pfündchen mehr oder weniger soviel Bedeutung erlangen, daß es das Leben in gute und schlechte Phasen scheidet? Welche ästhetische Erfahrung impliziert eine gelungene Skulpturierung des Körpers? Was bedeutet es, daß Männer ihre Kleidung in einem binären Modell organisieren? Warum scheitert die Alltagsmadonna im Geschlechterspiel, während der echten Madonna scheinbar alles gelingt? Wieso ist es kein Glück, so auszusehen wie die Frauen in den Modemagazinen? Warum dürfen Männer keine Strumpfhosen tragen? Welchen Sinn hat es, den Tagen der Woche eine Unterhosenfarbe zu zuordnen? Diese Fragen haben sich aus der Befragung der Akteure und durch ihre Reflexion ihrer Alltagspraxis ergeben. Der von Strathern ins Rennen gebrachte Begriff »impingement«²⁰ erweist sich dabei als besonders vielfältig und produktiv. Der Mann, der gerne Strumpfhosen tragen möchte, erlebt andere Formen von Beeinträchtigung als die Frau, die ihre Pfündchen mit »Bauchenzwängunterhosen« in den Griff bekommen will. Der Minirock der Alltagsmadonna verschwindet aus bestimmten Gründen im Schrank. Eine Lesbierin versteckt sich in ihrer Kleidung. Beide werden oder sind beeinträchtigt, und diese Beeinträchtigungen hängen sogar miteinander zusammen, auch wenn sie ganz unterschiedlich erlebt werden. Alle Akteure kämpfen in ihrem Alltag mit gesellschaftlichen Konditionen, die sie als Zuschreibungen, Möglichkeiten, Genugtuungen, Einengungen, Spiele, Verwirrungen, Störungen etc. erleben. Von eben diesen Konditionen handelt die Arbeit. Die vergeschlechtlichten Bedeutungen und Muster, wie sie die Akteure in der Kleidungspraxis erleben und verhandeln, stellen sich als Zumutung dar, als Ärgernis, als etwas, womit man kämpft, dem man sich zu entziehen sucht, mit dem man spielt oder das man auch selbstverständlich hinnimmt. Ganz selten erscheint die Alltagspraxis in einem Licht, in dem sie sinnvoll mit »dekonstruieren« oder »konstruieren« zu beschreiben wäre. Diese

20 »Strathern offers insights into just transformative aspects of gendering and uses the notion of ›impingement‹ to discuss the effect people may have on each other. This broad notion has much to recommend it: it is descriptive and, unlike ›power‹, it is automatically associated neither with men nor with social dominance. Moreover it can be used to describe aspects of any social transaction; it is a subtle way of talking about social efficacy. Strathern focuses on agency and on the revelation of potentials, enablement and knowledges. Her use of the idea of the divisible person and her related theory of interaction are compelling: they raise many new questions which can be asked ethnographically.« Cornwall/Lindisfarne, a. a. O., S. 42.

Begriffe sind viel zu klinisch für das, was sich im Alltag abspielt. Die Muster, die sich in der Praxis abzeichnen, ergaben sich aus der prozeßartigen und situativen Logik des Alltags, die nach Gudrun-Axeli Knapp und Regina Becker-Schmidt als »institutionalisierte Handlungsbedingungen« mit einem »spezifischen Gewicht, eigenen Verbindlichkeiten und Schwerkräften in bezug auf die Handlungsmöglichkeiten«²¹ aufwarten.

»Das Geschlechterverhältnis in seinen gesellschaftlich-spezifischen Organisationsformen ist nicht nur etwas sprachlich-diskursiv ›Konstruiertes‹ oder in interaktiven Beziehungen ›Gemachtes‹, wie der Begriff des ›doing gender‹ betont, sondern ›auch etwas Gewordenes, d.h. es ist Resultat historischer Strukturierungs- und Sedimentierungsprozesse, die als geschichtlicher Überhang gegenüber dem menschlichen Handeln ihr Eigengewicht und ihre Eigengesetzlichkeit haben. Die gesellschaftliche Objektivität tritt den Handelnden als sozialer Zwang in Form von institutionalisierten Handlungsbedingungen gegenüber.«²²

21 Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis, in: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), Frankfurt a. M., 1995, S. 163–194, hier S. 188.

22 Ebenda, S. 187.

